

ELLEN DUNNE
SCHWARZE
SEELE

Ein Fall für Patsy Logan
Kriminalroman



Fee, fünf Monate vor Halloween

Es ist Dienstag. Ihr 102. Tag in München.

Es ist sinnlos, sowas zu zählen, denkt sie, Kästchen in ihrem Kalender auszukreuzen, jeden Tag mit einer anderen Farbe. Es ist kindisch und vielleicht sogar zwanghaft, aber sie zählt einfach gerne. Zählen tröstet sie, und wenn sie etwas nötig hat, dann ist es Trost. Wer kann den besser spenden als sie selbst?

»Fiona, mein Engel, du bist meine einzige Hoffnung«, hat ihre Ma einmal gesagt, der Blick verhangen von Beruhigungspillen. »Nur deinetwegen bin ich noch am Leben.«

Das war ein paar Wochen nach Lauras Begräbnis. Trotz ihrer kindlichen zehn Jahre ahnte Fee schon damals, dass nur dieser unsägliche Verlust und die noch unzureichende Wirkung der Antidepressiva schuld sein konnten an diesem Satz. Ma sagte ihn auch nur dieses eine Mal. Nannte sie nie wieder Engel. Das war immer schon Laura vorbehalten gewesen, während Fee immer nur Fiona gewesen war.

Über zwanzig Jahre ist ihre jüngere Schwester schon tot, und ihre Ma inzwischen auch ein halbes Jahr, und dennoch stolpert sie immer wieder über die Aussage – eine Baumwurzel in ihrem Bewusstsein. Und jedes Mal fällt sie in dasselbe Loch, wo dieses seltsame Chaos aus Schuldgefühl und Stolz, aus Trauer und Liebe und Schwärze auf sie wartet, als wäre all das erst gestern passiert.

Erinnerungen sind zäh und geduldig. Ziehen sich in guten Zeiten in ihre Nische zurück und sammeln Kraft für den geeigneten Moment, um ihre Kerben in einen zu schlagen. Vor allem dann, wenn man zu viel Zeit zum Nachdenken hat, so wie Fee gerade.

Seit ihrer Ankunft in München blähen Stunden sich zu Tagen, und Tage zu Wochen, während sie sich abmüht, an der glatten Fassade dieser Stadt, die sich selbst als weltgrößtes Dorf beschreibt, Halt zu finden.

Warum es bisher nicht geklappt hat, versucht ihr Steve immer wieder zu erklären. Sie sei zu zurückhaltend den anderen irischen Auswanderern gegenüber, die sich hier so wie überall auf der Welt suchen – einem alten, von Auswanderung geprägten Instinkt folgend. Und mit den Einheimischen klappe es noch nicht, weil ihr Deutsch seit dem Schulabschluss eingerostet sei und die Deutschen im Allgemeinen und die muffig-misstrauischen Münchner im Besonderen eher auf Distanz bedacht seien. Fees unglaublich irische Sehnsucht nach Harmonie müsse sich einfach noch eine Weile an der Konfrontationsfreude ihrer neuen Heimat abstoßen. Kenne man die Deutschen erst mal ein bisschen, seien sie nett. »Wirst schon sehen, das wird bald besser.«

Für ihn ist es leicht. Er lebt seit sechs Jahren hier. Seine Wurzeln, wenn er jemals welche hatte, sind hier schon auf Grundwasser gestoßen. Dass er der Grund ist, warum

sie überhaupt hier ist, blendet er – typisch Steve – dabei vollkommen aus.

Ich gebe dir und dem Fuckwit drei Monate, höchstens, dann kommst du wieder angekrochen. Er wird dich enttäuschen, und du weißt es.

Donal hat ihr diese Nachricht gesendet, am Tag ihres Abflugs aus Dublin. Der Himmel weiß, wie er das genaue Datum rausgekriegt hat. Seitdem arbeitet sie daran, ihm das Gegenteil zu beweisen.

102 Tage. Nimm das, Donal.

Immerhin: Arbeit und damit Ablenkung hat sie inzwischen gefunden, über einen von Steves Kontakten im Shamrockers, dem der deutsche Schwager seines Cousins noch einen Gefallen schuldete. Typisch. Netzwerke. Eine Hand wäscht die andere. Es ist, als hätte sie Irland nie verlassen.

Aber zumindest hat sie einen Job. Auch wenn sie sich fragt, warum eigentlich. Das Büchercafé Seitenspeise ist heute Nachmittag genauso leer wie gestern, und noch leerer als letzte Woche. Heute hat sie sechs Leute gezählt, die sich seit Mittag von der Elsässer Straße in den Laden verirrt haben. Zwei davon tranken Kaffee, die anderen drei hatten sich nach zielloser Suche für Grußkarten, ein Notizbuch oder gleich für gar nichts entschieden.

Ihren Boss scheint das nicht zu stören. Fee begegnet Herrn Maurer nur gelegentlich, wenn sie ihren Dienst beginnt. Er bringt die Streuseltörtchen, die seine Frau Anita jeden Tag frisch zu Hause backt, arrangiert die Romane, an denen sich bisher noch kaum jemand vergriffen hat, gähnt häufig und herzlich und verschwindet wieder, ohne mehr als ein paar Floskeln mit Fee zu wechseln.

Das Seitenspeise sei nur so ein Nebenprojekt. Ein Hobby, das er mit seiner Werbeagentur finanziere. Das hat ihr Tammi erzählt, Fees Kollegin. Herrn Maurer nennt Tammi immer nur »Klaus«. Ein Name, der blaue Flecken in Fees Gehörgängen hinterlässt. Ihrer Kollegin hingegen tropft er von den gespitzten Lippen wie Honig.

Das ist nicht das einzige Signal, das Fees neue Kollegin sendet. Da ist ein Misstrauen in ihren Augen, die stets kalt bleiben, obwohl sie immer lächelt. Da ist die Tatsache, dass sie bei Fees Einarbeitung immer wieder Details als unwichtig bezeichnet hat, die sich am Ende sehr wohl als wichtig für den Boss herausgestellt hatten. Dass sie letzten Freitag demonstrativ das Geld nachzählte, nachdem Fee für ein Stück Kuchen kassiert hatte.

Im Gegensatz zu Fee arbeitet Tammi ganztags im Seitenspeise, pendelt unmelodisch summend und mit wippendem Pferdeschwanz zwischen Bistrotischen und noch unausgepackten Bücherkartons – jedenfalls dann, wenn Herr Maurer da ist. Ist er weg, versenkt sie ihren Blick im Smartphone, scrollt auf, scrollt ab, führt augenrollend WhatsApp-Diskussionen, ohne jemals ihr Summen zu unterbrechen. Außerdem geht sie jeden zweiten Tag mindestens eine Stunde vor Ladenschluss nach Hause. Es scheint sie

keinen zweiten Gedanken zu kosten. Sie nimmt sich wie selbstverständlich, was sie will. Fee ist schon vielen Frauen wie Tammi begegnet. Frauen mit sonnigem Gemüt und der inneren Überzeugung, etwas Besonderes zu sein. Frauen, denen nie jemand widerspricht, denen ein Lächeln jeden Weg ebnet.

Letzte Woche hat Tammi sich noch die Mühe gemacht, einen Arztbesuch oder Behördengang vorzuschieben. Getestet, ob Fee petzen würde. Natürlich nicht. Dieser erste Job ist zu wichtig. Fee braucht einen Fuß in der Tür. Einen Grund, aufzustehen und aus dieser verdammten Wohnung in der Birkerstraße zu entkommen, in der drei eine zu viel sind.

Dass Judith nicht nur irgendeine Mitbewohnerin ist, sondern einmal Steves Freundin war, kam erst bei Fees Ankunft und auf ihre direkte Nachfrage hin zur Sprache. Angeblich unwichtig, denn sie würde ohnehin bald ausziehen, hat Steve sie beruhigt. Nur Judith scheint davon bis heute nichts mitbekommen zu haben. Ihre Kommunikation mit Fee beschränkt sich auf Drei-Wort-Sätze, ein vergiftetes Lächeln, spöttische Blicke und demonstrative Unterhaltungen mit Steve auf Deutsch.

Tammi und ihr Schlangeninstinkt scheinen all das zu wissen.

Deshalb steht sie heute vor Fee, die gerade durch den ersten Teil der deutschen Harry-Potter-Übersetzung blättert, ihre Tasche mit dem Fellbommel geschultert, die Sonnenbrille in die Surfermähne geschoben, die professionell manikürten Zehen in silbernen Birkenstocks und strahlt.

»Fee, du Gute, ich bin dann mal weg. Wir sehen uns morgen, ja?«

»Okay. Bis morgen.«

Und dann – ein verhasster Reflex – lächelt Fee auch noch zurück. Die Gute. Hauptsache, kein Streit. Niemanden enttäuschen. Zorn ist schlecht. Zorn lässt den Kahn aus dem Ruder laufen. Wer, wenn nicht Fee, kann ihn auf Kurs halten?

Trotzdem hat Tammi ihn offenbar in Fees Gesicht entdeckt. Sie runzelt die Stirn und hält, die Ladentür schon halb geöffnet, in der Bewegung inne. Ihre Sandalensohle klappert rastlos gegen die Türschwelle. Von draußen strömt milde, von einem kurzen Regeschauer geklärte Mailuft herein. Hundegebell, das schwirrende Geräusch von Fahrrädern, hier in der Gegend meist mit Kindersitzen oder romantischen Körbchen bestückt.

»Ich muss meine Oma zu einem Arzttermin begleiten, weil meine Mama nicht kann. Weißt du?« Sie sagt es laut, als wollte sie die Lüge damit übertönen.

»Okay«, wiederholt Fee und hasst sich jetzt noch mehr. Für das irische Harmoniebedürfnis, das der deutschen Selbstsicherheit nichts entgegenzusetzen hat. Für den Zorn, der darunter glüht.

Tammi nickt, zufrieden mit dem geheuchelten Verständnis. Dann strahlt sie wieder, kalt wie immer.

»Ist ja sowieso nie was los zwischen vier und sechs«, sagt sie, während sie sich zum

Gehen wendet. »Das schaffst du fleißiges Bienchen doch mit links.«

Fee sieht ihr nach, ihr Mittelfinger bereit zum Einsatz, als Tammi aufkreischt und zurückschreckt.

Draußen auf der Elsässer Straße vollführt ein Radfahrer eine Art Salto mortale und verschwindet hinter einem geparkten SUV. Reifen quietschen. Metall auf Pflaster. Körper auf Stein.

Geschichte wiederholt sich: Körper auf Stein. Kopf auf Asphalt. So wie bei Laura damals.

Ohne nachzudenken, läuft Fee nach draußen, hin zu dem Körper.

Es sind nur ein paar Schritte bis zur Unfallstelle. Vier aus dem Seitenspeise hinaus, zwei auf dem Gehsteig. Noch versperrt der SUV ihr den Blick. Fee sieht nur den ausgestreckten Arm auf dem Asphalt und die locker geöffnete Faust. Der dazugehörige Mensch ist bewusstlos, wenn nicht tot. Vier Schritte um den SUV herum. Auf dessen Rückbank drängen sich zwei Kinder ans Fenster, drücken sich die Nasen an den Scheiben platt. Schauen, wohin alle schauen.

Der Radfahrer liegt wie vom Himmel gefallen auf dem Straßenpflaster. Daneben sein Fahrrad. Das vom Aufprall verbeulte Vorderrad eiert ein wenig in der Luft, bleibt stehen. Ein Menschenträubchen hat sich gebildet, staut den nachkommenden Verkehr. Weiter hinten hupt es schon, öffnen sich Autotüren, werden Hälse gereckt. Termine müssen eingehalten, Kinder abgeholt, Einkäufe erledigt werden. Und trotzdem – die Schaulust bleibt.

Fees Puls ganz plötzlich auf 100. »Ich bin Arzt«, ruft sie laut. Wie in einem billigen Film, und auch nicht die Wahrheit: Sie ist – war – Krankenschwester und ein paar Jahre lang Rettungssanitäterin. Es wirkt trotzdem. Der falsche Eindruck, den sie erweckt, macht sie stolz: Alle Augen auf Fee McFadden. Eine alte Dame, eigentlich ein Dämchen, so klein ist sie, mit Stock und im hellblauen Kostüm weicht zurück und lässt Fee vorbei.

Das Unfallopfer rappelt sich inzwischen auf, ist bereits auf den Knien. Der Fahrer eines Lieferservices. Sein großer Stoffrucksack mit der Warmhaltebox klammert sich mit letzter Kraft an seinen Rücken. Sein Helm vom Sturz vom Kopf gerissen, hängt nur noch am zu lockeren Halteband um seinen Hals.

»Passt schon«, sagt er und hebt die Hände, als gelte es, einen zornigen Mob zu beruhigen. »Alles klar. Passt schon.«

Das sagen die Leute hier ständig. Fee traut ihm nicht, diesem »Passt schon«. Es ist dem irischen *grand* zu ähnlich, und *grand* kann alles bedeuten.

Fees Auftritt scheint ihn mehr zu erschrecken als das, was passiert ist. Sein Mund öffnet sich einen Spalt weit.

»Ich bin Arzt«, erklärt Fee noch einmal, versucht, sich an die richtigen deutschen Worte zu erinnern. »Was hat passiert?«

»Passt schon«, beharrt er.

Hinter Fee atmen die Leute auf. Jemand hat die Verantwortung übernommen. Das Träubchen an menschlicher Hilfsbereitschaft beginnt, sich unverzüglich aufzulösen.

Der Mann will aufstehen, doch Fee legt ihm die Hand auf die Schulter, drückt ihn nach unten, bevor sie sich zu ihm kniet.

»Warte. Darf ich?« Ihr eingerostetes Deutsch setzt sich quietschend in Bewegung.

»Dein Name?«, fragt sie, während sie ihm signalisiert, die Brille wieder abzunehmen, und seine Augen, Nase und Ohren auf Blutspuren absucht. Hat eigentlich jemand die Rettung gerufen?

»Luis.«

Seine Stimme klingt belegt und einen Tick zu hoch. Sie passt zu seinem fast schon weiblichen Gesicht. Ansonsten hat er etwas Unfertiges, Skizzenartiges an sich. Blasse Haut und schulterlange, dunkelbraune Haare, zusammengebunden zu einem Pferdeschwanz. Scharfe Züge und ein Strichmund, den er inzwischen wieder geschlossen hat. Mit der kreisrunden Brille – werden die etwa wieder modern? – sieht er aus wie ein neurotischer Cousin von John Lennon.

»Wo sind die Schmerzen, Luis?«

Er runzelt die Stirn über ihre Formulierung, ihren Akzent.

»Hab keine.«

Dabei hat sie gerade eben noch seine Hand zu seiner Stirn schnellen sehen, gehört, wie er leise durch zusammengepresste Zähne Luft eingesaugt hat. Jetzt tut er so, als wäre nichts passiert. Er hat Angst, Zeit zu verlieren. Er hat Essen abzuliefern.

Er brummt unwillig, als sie seinen Kopf Richtung Sonne dreht, sein linkes Augenlid, dann das rechte nach oben zieht. Pupillen-Reflex links normal. Das rechte braucht etwas länger – Sekundenbruchteile, wenn überhaupt. Zwei schmutziggelbe, mit moosgrünen Flecken besprenkelte Augen starren Fee unverwandt an.

»Ein Hund kam aus dem Park da vorn und – zack, direkt vors Rad. Ich wollte ...« Er stockt, will noch einmal aufstehen.

Wieder hält Fee ihn zurück. »Nicht so schnell. Du warst bewusstlos.«

»War ich nicht.« Er leugnet es wie eine Straftat.

»Luis, du musst ins *hospital*, dich ansehen lassen.«

Er reagiert nicht, untersucht bloß die Speichen seines Fahrrads. »Ich war nicht bewusstlos«, beharrt er dann, sieht auf. »Alles gut. Ich bin okay«, sagt er zum verbliebenen Publikum.

»Eine Frechheit, was die Leute sich erlauben! Die Drecksviecher so frei rumlaufen zu lassen. Hier ist doch Leinenzwang!«, schimpft das alte Dämchen in Richtung Park, aus dem der unfallverursachende Hund offenbar gekommen war. Dann tätschelt sie Luis den Arm und wackelt davon.

Der entzieht sich endgültig Fees Griff, kommt auf die Beine, zerrt sein angeschlagenes